

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 9

Artikel: Ein Landarzt
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tiefe der Trauer. Von Haus zu Haus wälzten sich die unsichtbaren Lohen in unaufhörlichem Wirbel, und aus weiter Ferne kam zitternd das Klagen, wie um Nahrung zu suchen.

Drüben vor Intombes Hütten lagen laut wehklagend der Korporal und der Koch, inmitten eines Kreises heulender Frauen, die rings um die beiden kauerten, und deren Ekstase sich immer mehr steigerte.

Kein Windhauch regte sich, aber das allgemeine Wehklagen lastete wie ein lärmendes Gewitter über dem Ort und stieg in die stille Nacht hinein. Es erfüllte den Raum wie die gigantische

Klage eines Riesen, die da kämpft, um in der Not der Nacht nicht zu zerspringen.

Morin saß auf der Veranda seines Hauses und gab sich ganz der Trauer hin; er glaubte, sein Schmerz werde ihn für immer niederwerfen und ersticken.

Dort saß er bis fünf Uhr morgens, bis der Hornist, auf dessen mit Asche bestreutem Gesicht die Tränen schwarze Streifen hinterlassen hatten, halb nackt auf dem Platze bei der Flaggenstange erschien und den Rest seines Kummers in einem schluchzenden Hornsignal tilgte.

Ein Landarzt

Unlängst war ich auf Besuch in einem unserer abgeschiedensten Hochtäler. Es war spät im September, und die Bauern mähten eben die letzten Ackerlein. Eines Nachmittags begleitete ich einen befreundeten Bauern auf einem Kontrollgang zu den Wässerwiesen. Er hatte dort nach einem Regentwetter die verstopften Gräblein auszuputzen. Auf dem Wege trafen wir auf einem Gerstenfelde einen fleißigen Mähder, den der Bauer zu meinem Erstaunen begrüßte mit: „Tag, Herr Doktor! So, haut's?“ Und der Mähder wandte sich um, gab den Gruß freundlich zurück, stellte die Sense auf und begann sie kunstgerecht zu schärfen, daß es nur so sang und klang. Nach kurzem Gespräch gingen wir weiter, der Herr Doktor aber schwang wieder die Sense durch die gelben Halme. Mein Bauer aber erklärte mir, daß dies der Arzt des Tales sei. Nicht erst seit der Anbauschlacht, sondern schon lange vorher habe er es als eine gesunde Abwechslung betrachtet, jeden Frühling mit Pferd und Pflug den Acker zu bestellen und die Frucht im Herbst wieder zu ernten. „Na, euer Doktor stammt offenbar vom Land,“ meinte ich. Die Antwort aber lautete: „Nein, aus der Stadt; aber er hat sich gut eingelebt bei uns!“

Kurz darnach traf ich mit dem Herrn Doktor wieder zusammen, als er sich früh morgens auf die Pilzsuche begab. Ich erlaubte mir, zu fragen, ob ich ihn auf diesem Gange begleiten dürfe; denn ich hatte mich gefreut, hier oben einen so bodenständigen Arzt zu finden und hätte gerne noch

einmal mit ihm mich unterhalten. Nach einem Stündchen gemeinsamen Wanderns und einem lehrreichen Geplauder über Pilze, ihr Vorkommen und ihre Verwertungsart, erlaubte ich mir zu fragen: „Herr Doktor, Sie scheinen nicht bloß Ihre Leute und Ihren Acker zu verstehen, sondern überhaupt das ganze Tal. Wie kommen Sie dazu, so lange Jahre schon als Gemeindarzt in dieser abgeschiedenen Welt zu verbringen, da es doch die meisten Menschen, die irgendwie auf Bildung und gesunden Verstand Anspruch erheben, in die großen Orte zieht?“

Der Arzt verwunderte sich keineswegs über diese Frage, offenbar war sie nicht zum erstenmal an ihn gestellt worden. Er meinte:

„Es wäre natürlich falsch, den Wert der Anregungen und Fortbildungsmöglichkeiten größerer Orte, das Angenehme des vermehrten geselligen Umganges zu verkennen; aber ebenso falsch wäre es, anzunehmen, daß unbedingt auf dem Lande, insbesondere in unserem stillen Tal wahre Bildung verkommen müsse. Im Gegenteil, mir scheint ein längerer Aufenthalt in solcher Abgeschlossenheit geradezu eine Probe dafür zu sein, ob man imstande ist, ohne ständigen Nervenkitzel, ohne die oft mehr ablenkende als bildende Betriebsamkeit größerer Kulturzentren seine Bildung zu vertiefen. Mögen es andere vergnüglicher finden in den Städten, mir persönlich sagt das Leben in diesem Tale mehr zu. Zwar trage ich als einziger Arzt eine große Verantwortung, um so

mehr, als oft auch bei schweren Fällen der Verkehrsverhältnisse wegen ein zweiter Arzt überhaupt nicht zugezogen werden kann; dies erhöht aber meine Berufsfreude, um so mehr, als ich das Vertrauen der Leute erworben habe. Und da ja heute mittels Radio, Büchern und Zeitungen die Kultur, bitte Kultur in Anführungszeichen, auch in unsere Abgeschiedenheit dringt, wird es mir nicht langweilig." Eben kamen wir zu einem Punkte, von dem das ganze Tal zu überblicken war. Die Ortschaften lagen freundlich inmitten der sich schon verfärbenden Herbstlandschaft. Der Doktor wies gegen eines der Dörfer und sagte: „Übrigens, was soll ich mich schämen, hier oben

als Landarzt zu hausen? Da unten in diesem Dorfe ist einst ein Pfarrer zu einem Dichter geworden. Und dort in der Ortschaft am Talausegange gegen die Landesgrenze, dort steht ein Kloster, das gegründet worden ist von Karl dem Großen. Sie sehen, die Kultur unseres Tales ist weit gespannt! Ich danke für Ihre Begleitung. Nun aber muß ich gehen. Auf Wiedersehen!"

Ich blieb noch eine Weile an dem aussichtsreichen Punkte und überdachte das Gehörte. Mir schien es, ich hätte schon lange nicht mehr einen so lehrreichen Spaziergang gemacht. Bald darnach kehrte ich heim in meine eigene Stille und fand sie schöner als zuvor. -ht

Das Urteil des Weisen

Eine chinesische Geschichte von R. Huber.

Als der große und angesehene Kaufmann Tsun-Kun gestorben war, da entstand unter seinen beiden Söhnen Tschiang-tso-lin und Wang-ti ein großer Streit um die Erbschaft. Denn der alte Vater hatte ein sehr großes Vermögen hinterlassen: einen großen, reich gefüllten Laden, der alles enthielt, was das menschliche Herz nur begehrte. Neben feinsten Seidenstoffen und Stickereien gab es dort kostbare Goldgeräte und seltene Edelsteine. Und da nun einmal die Seele seiner Söhne von der Habsucht gefangen war, stritten sie miteinander um die Teilung der Erbschaft. Und so ging es mehrere Tage. Und da sie sich nicht einigen konnten, beschloßen sie, zum weisen Kou-Pao zu gehen und seine Entscheidung anzurufen.

„Ich bin der ältere Bruder“, erklärte Tschiang-tso-lin, „also ist es nur gerecht, wenn ich das Erbe nach meinem Gutdünken teile!“

„Nein, das ist ungerecht, du wirst zu deinem Vorteil teilen, und das kann doch nicht der Weg der Gerechtigkeit sein!“ erwiderte der jüngere

Bruder Wang-ti. „Außerdem hat mein Vater mir immer gesagt, ich dürfe mir einmal aus seinem Besitz alles aussuchen, was mir gefiele und mir am nützlichsten sei!“

Der weise Kou-Pao lächelte fein: „Nun — und? Warum wollt ihr es denn nicht so halten, wie es euer Vater, mein verstorbener Freund Tsun-Kun, bestimmte? Ihr wünscht meinen Rat in dieser Sache und wollt euch meinem Urteil fügen. Gut, ich entscheide: Du, Tschiang-tso-lin, als der Älteste, teilst das Erbe, alle Seiden, alle Edelsteine, alles Gold, alles Porzellan und alle sonstigen Kostbarkeiten, die da sind, in zwei Teile; hörst du wohl, in zwei Teile, jedoch ganz nach deinem Gutdünken. Und du, Wang-ti, wirst die beiden Teile genau besichtigen und dir denjenigen auswählen, der dir am besten gefällt und am nützlichsten erscheint.“

Da sahen sich die beiden Brüder verdutzt an, aber dann gingen sie nach Hause, und Tschiang-tso-lin teilte das Erbe in zwei genau gleiche Teile.

Im Leben der Völker ist besonders wahr, was auch im Leben der Familien (das eigentlich das wahre Leben ist) in die Erscheinung zu treten pflegt, daß der eine säet, der andere erntet, und daß selten beides in der nämlichen Generation geschieht. C. Hilty